

**IM BETT MIT DEM ELEFANTEN
ODER
ÄNGSTE UND STEREOTYPE**

Von Mykola Rjabtschuk

Der kanadische Premier Pierre Trudeau hat einmal die kontinentale Nachbarschaft seines Landes mit den USA mit dem schwierigen Schlaf in einem Bett mit einem Elefanten verglichen. »Das Tier kann so zahm und wohlgesinnt sein wie nur möglich«, sagte er 1969 im Presseclub in Washington, »Sie werden trotzdem jede seine Bewegungen spüren«.

Die Ukrainer haben eine noch schwierigere Nachbarschaft, weil der »Elefant«, mit dem sie das kontinentale Bett teilen, niemals besonders zahm oder ihnen als Nation wohlgesinnt war. Die Russen reden zwar ziemlich oft und gerne über ihre Liebe zur Ukraine und zu den Ukrainern, sie erinnern sich an ihre ukrainischen Bindungen und Wurzeln und stimmen sogar ein ukrainisches Volkslied an, um ihre Sympathien und Kenntnisse unter Beweis zu stellen. In diesem Sinne unterscheiden sie sich auf den ersten Blick grundsätzlich von den Polen, die den Ukrainern sehr oft Zurückhaltung entgegenbringen, ihnen alle geschichtlichen Beleidigungen und Konflikte vorhalten und sie in allen Umfragen, die das Verhältnis der Völker zueinander ermitteln sollen, ziemlich schlecht bewerten bzw. noch bis vor kurzem bewertet haben.

Für viele Ukrainer ist aber die polnische Skepsis angenehmer, besser gesagt akzeptabler als die russische »Liebe«. Für dieses Paradox gibt es eine einfache Erklärung. Die Polen, auch wenn sie die Ukrainer nicht »lieben«, betrachten sie als *ebenbürtig*, zumindest in dem Sinne, dass sie die Ukrainer für ein *anderes, eigenständiges Volk* halten, wenn es ihnen auch aus dem einen oder anderen Grund unsympathisch ist bzw. war. Die Russen betrachten die Ukrainer dagegen in der Regel als eine Art von Russen und »lieben« in diesem Sinne sich selbst – ein imperialer Mythos, mit dem die Ukrainer nichts zu tun haben wollen. (Selbstverständlich übertreibe ich, »die Russen« gibt es ja ebenso wenig wie »die Polen« und »die Ukrainer«.) Die polnische »Feindseligkeit« ist in der historischen Realität verwurzelt und deshalb prinzipiell veränderbar – durch einen schwierigen, aber immerhin konstruktiven Dialog. Die Quellen der russischen »Liebe« sind virtuell, schließen somit jeden Dialog aus und setzen nur auf blinden Gehorsam.

Aus postimperialer Perspektive kann man die russisch-ukrainischen Beziehungen mit dem Verhältnis zwischen Robinson Crusoe und Freitag vergleichen: jeder Robinson »liebt« seinen Freitag, aber nur so lange, wie Freitag die ihm aufgezwungenen Spielre-

geln akzeptiert und die koloniale Unterordnung und die allgemeine Hoheit Robinsons und seiner Kultur anerkennt. Sobald Freitag eine Meuterei wagt – sich für souverän und Robinson ebenbürtig erklärt – wird er für Robinson zum verhaßten Feind. Ein solcher Freitag wird a priori für »verrückt« erklärt. Er ist ein »nationalistischer« Verräter, der hinter Gitter gehört, oder ein »national deformierter« Abweichler für den ein Platz im Irrenhaus reserviert werden soll.

Ein »normaler« Freitag ist einer, der Robinsons Umarmungen demütig annimmt, ein »abnormaler« – der sie erniedrigend findet und sich ihnen zu entziehen versucht.

Vor einigen Jahren war ich Zeuge einer lustigen und auf ihre Weise lehrreichen Episode beim Treffen von Redakteuren osteuropäischer Kulturzeitschriften. Jeder von uns hatte die Möglichkeit, die eigene Zeitschrift vorzustellen, und die von mir aus Kiew mitgebrachte *Krytyka* weckte das Interesse meiner Moskauer Kollegen. Lange blätterten sie darin – mit widersprüchlichen Gefühlen, wie mir schien. Einerseits gefiel ihnen als Profis die Zeitschrift, andererseits war es für sie als Russen schwer zuzugeben, dass Ukrainer ein gleichwertiges, wenn nicht sogar besseres intellektuelles Produkt herstellen können als sie selbst. Als sie aber im Impressum auf den Hinweis stießen, daß *Krytyka* mit dem Ukrainian Research Institute der Harvard University zusammenarbeitet, hatten sie schließlich die Erklärung für die festgestellte Anomalie gefunden.

»Ich wußte, daß es amerikanisch ist!« rief mein Moskauer Kollege erleichtert. Seine mythische Welt, die unter dem Druck der Realität ins Wanken geraten war, stand nun wieder auf festen Fundamenten. In dieser Welt der Mythen kann Freitag Robinson nicht ebenbürtig sein. Es sei denn, ihm hilft ein anderer Robinson, etwa ein amerikanischer.

Dieses Denken kam einige Jahre später, während und nach der orangen Revolution, wieder deutlich zum Ausdruck. Die meisten Russen sind der Meinung, daß der ukrainische Freitag die Revolution nicht um seiner eigenen Freiheit und Würde willen gemacht hat, sondern auf Anregung der westlichen Robinsons – um dem russischen Robinson zu schaden.

Die Virtualität der russischen Vorstellungen von der Ukraine ist leider nicht die einzige Folge des lange andauernden »kolonialen« Verhältnisses zwischen den beiden Völkern und der intensiven imperialen Mythologisierung.

Postkolonialismus-Forscher gehen davon aus, dass die kolonialisierte Nation das ihr von den Kolonisatoren aufgezwungene negative Selbstbild allmählich verinnerlicht. Die Ureinwohner übernehmen gezwungenermaßen das gesamte System der fremden und demütigenden Vorstellungen über sich selbst als »Barbaren«, als Stifter von »Chaos«. Ihr Weltbild wird zerstört und zerfällt unter dem Druck negativer (Auto-)Stereotype. Sie werden tatsächlich zu den Stiftern des ihnen zugeschriebenen »Chaos«, aus dem es nur einen einzigen Ausweg gibt – Assimilation und Integration in das Weltbild der Kolonisatoren, in eine fremde und ihnen feindlich gesinnte Kultur. Oder aber sie verbleiben in ihrer »chthonischen«, »destruktiven«, »barbarischen« Rolle.

Natürlich ist es problematisch, die Ukraine mit den kolonialisierten Ländern Asiens, Afrikas und Amerikas zu vergleichen, denn die historischen Voraussetzungen sind völlig anders. Die Erkenntnisse der »post-colonial studies« lassen sich gleichwohl auf die

ukrainische Situation übertragen, mit der grundlegenden Einschränkung, dass der Unterschied zwischen der herrschenden und der unterworfenen Gruppe in der Ukraine einen sprachlichkulturellen, keinen rassistischen Charakter hatte. Die schwarze Hautfarbe der Ukrainer war immer ihre »Sklaven-« und »Kolchosensprache«. Indem sie diese Sprache gegen die »weiße«, die russische tauschten, konnten Ukrainer im russischen und später im sowjetischen Imperium jede beliebige Karriere machen.

Immerhin war die Sprache der wichtigste, wenn nicht der einzige Ausdruck dieser Verschiedenheit; es liegt auf der Hand, daß nur solche Ukrainer als suspekt galten, die bewußt diese Unterschiede pflegten – dem Druck der russischsprachigen Umgebung und ihrer in der Regel russischsprachigen Bildung zum Trotz. Die ungebildeten Ukrainer auf dem Lande wurden nicht für gefährlich gehalten, eher umgekehrt – ihre arme, durch Russizismen verschmutzte Sprache bestätigte nur die These, daß die ukrainischsprachige Welt insgesamt bemitleidenswert und ohne Zukunft sei. Vor diesem Hintergrund wirkten die wenigen ukrainischsprachigen Intellektuellen in den Städten tatsächlich »national deformiert« – sie galten als auffällige Personen, für die man bestenfalls ein mitleidiges Lächeln übrig hatte, die im schlimmsten Fall aber auch mit Zwangsmaßnahmen wie Inhaftierung bedroht wurden. Selten wagte jemand die »schwarze« Sprache zu sprechen, alle wollten weiß sein – wie Michael Jackson.

Ganz typisch war die Bemerkung einer Zeugin beim Prozeß gegen Wasyl Stus – der brillante Dichter und Übersetzer von Rilke und Hölderlin wurde für sein Schaffen und seine Tätigkeit als Menschenrechtler zunächst zu acht und später zu fünfzehn Jahren Haft und Verbannung verurteilt und starb 1985 im Lager. Die Zeugin behauptete, Stus sei ein waschechter »Nationalist«, denn er habe mit ihr ausschließlich Ukrainisch gesprochen. Der direkte Zusammenhang zwischen ukrainischer Sprache und politischer Unzuverlässigkeit (ein »bourgeois Nationalist« oder ein »Zionist« zu sein war zur Sowjetzeit nicht nur ein gefährliches ideologisches Etikett, sondern galt auch als schwere Straftat) prägte sich dem Unterbewußtsein fast aller Bürger ein. Ich kann mich an die echte Verwunderung meiner Nachbarin erinnern (einer Chochluschka, wie sie sich selbst nannte, also einer russifizierten Ukrainerin), als sie um 1986 plötzlich feststellte, daß meine Frau und ich nicht nur untereinander, sondern auch mit unserem Kind Ukrainisch sprachen. »Warum wollen Sie Ihrem Kind unbedingt das Leben schwermachen?!« rief sie eher mitfühlend als mißbilligend.

Unser Kind wurde glücklich erwachsen, hat das Soziologiestudium hinter sich und beherrscht etliche Fremdsprachen, die es mit seinen zahlreichen Freunden in der ganzen Welt spricht; es scheint sich nicht über sein durch die ukrainische Sprache beschädigtes Leben zu beklagen.

Ich weiß aber auch, daß sein Schicksal eher die Ausnahme als die Regel ist. Immerhin bleibt für die meisten Ukrainer, die auf dem Lande oder in den Kleinstädten geboren wurden, eine gute Bildung oft genauso unerreichbar wie gute Bücher, Museen, Theater, gute Jobs und Kommunikationsmöglichkeiten, breite formelle und informelle gesellschaftliche Kontakte. Die im 19. Jahrhundert einsetzende Urbanisierung bedeutete für die meisten Ukrainer in der Regel Russifizierung, also die politisch sicherere und psy-

chologisch komfortablere Assimilierung an die herrschende imperiale Sprache und Kultur.

Die Kluft zwischen dem Lebensstandard in den Städten und auf dem Lande vertiefte sich in der Sowjetunion durch das System der Kolchoswirtschaft fatal; in der Praxis bedeuteten die Kolchosen eine Gettoisierung der ukrainischen Bevölkerung im Rahmen einer eigenen »inneren Kolonie«, einer Art »Dritter Welt«, deren Funktion unter anderem darin bestand, die urbanisierte »Erste Welt« (in unserem Fall die russischsprachige) mit billigen Arbeitskräften zu versorgen – für Jobs, die in den Augen der städtischen Bevölkerung als unzumutbar galten. Die Ukrainer aus den ländlichen Gegenden (die Kolchosensklaven von gestern) erfüllen in den Großstädten etwa dieselbe Funktion wie Menschen aus der »Dritten Welt« in den westeuropäischen und amerikanischen Städten: sie holen den Müll ab, reinigen die Straßen, arbeiten als unqualifizierte Arbeitskräfte auf dem Bau usw. Dies bestätigen indirekt die Resultate der Volkszählung von 2001: Unter den ethnischen Ukrainern ist der Anteil von Personen mit Hochschulbildung halb so hoch wie bei den Russen.

Unter den reichsten Menschen, die fast alle der ehemaligen sowjetischen Nomenklatura entstammen, findet man kaum Ukrainophone. Denn in diesem Milieu war die ukrainische Sprache im Alltag nicht nur überflüssig, sondern sogar unerwünscht.

Man kann also die Bauern von gestern, die sich möglichst schnell der vorherrschenden (aus ihrer Sicht »höheren«) Sprache und Kultur anpassen wollen, sehr wohl verstehen.

Wie man auch meine Nachbarin verstehen kann, die im fernen Jahr 1986 meine Frau und mich warnte und zumindest ihre eigenen Kinder mit aller Kraft gegen die gefährliche ukrainische Sprache schützen wollte. Ich kann nicht ausschließen, daß auch mein Schicksal ähnlich verlaufen wäre – hätte meine in der Nähe von Charkiw geborene Mutter nach dem Krieg nicht in der Westukraine studiert und dort schließlich einen jungen ukrainischen Medizinstudenten geheiratet. Von ihm, meinem Vater, erfuhr ich von der entsetzlichen Hungersnot, die im Frühjahr 1933 ihre acht älteren Geschwister und ihren Vater das Leben gekostet hatte, zusammen mit Dutzenden aus ihrem Dorf.

Dieser Genozid ging verblüffend einfach vonstatten. Die bewaffneten Rotarmisten fuhren mit einigen städtischen und örtlichen Aktivisten zu jedem einzelnen Bauernhof und nahmen das gesamte Getreide und alles Essbare mit; die Lebensmittel konnten noch so gut versteckt sein, sie stöberten sie auf. Offiziell diente dieses Vorgehen der Erfüllung des Plans für Getreidebeschaffung und der Bekämpfung der sogenannten Kulaken, die ihn angeblich sabotierten. In der Praxis bedeutete es den qualvollen Tod von Millionen Menschen – mit aufgeblasenen Bäuchen, gläsernen Augen, vom Kannibalismus und Aafressen getrübttem Bewußtsein. Weder in der sowjetischen Historiographie noch in der zeitgenössischen Belletristik findet man Hinweise auf diese Tragödie. Die Zensoren wachten über die Veröffentlichungen, die Geheimpolizei über das kollektive Gedächtnis, aus dem jegliche Erinnerung an die künstlich erzeugte Hungersnot ausradiert werden sollte als strafbare antisowjetische Propaganda.

Ich vermute aber, meine Mutter hat nicht nur aus Vorsicht vermieden, vom »Holodomor« (der »Hungersnot«) zu erzählen, weil sie mich, den Schüler, nicht mit gefährlichen Informationen belasten wollte. Ich glaube, wie für Millionen von Überlebenden war es für sie eine so niederschmetternde Erfahrung, daß man sich ihrer besser überhaupt nicht erinnerte. Hier ist vermutlich die Antwort auf die Frage zu suchen, warum eine nationale Katastrophe wie der Holodomor in der Ukraine für die Ukrainer nicht zu dem wurde, was für die Juden die Shoah oder für die Armenier das Massaker von 1915 geworden ist. Erstens war es ein äußerst demütigender Tod, der die Menschen allmählich, sadistisch langsam in einen absolut unmenschlichen Zustand versetzte. Und zweitens war es eine Katastrophe, die nur den »schlechteren«, also den bäuerlichen Teil der Bevölkerung ereilte und an dem »besseren« Teil, also an der städtischen Bevölkerung, fast unbemerkt vorüberging. (Auf den Straßen Charkiws wurden jeden Morgen die erstarrten Leichen der Bauern, denen es gelungen war, sich an Miliz- und Armeesperren vorbeizuschleichen, von Lastwagen aufgesammelt).

Wie der italienische Historiker Andrea Graziosi richtig bemerkt, vergrößerte diese Katastrophe noch die Kluft zwischen der städtischen, überwiegend russischen beziehungsweise russischsprachigen Bevölkerung auf der einen Seite und der ländlichen auf der anderen, die in der Regel ukrainisch war und nicht nur sozial, sondern gewissermaßen auch national benachteiligt wurde. Das Projekt der kommunistischen Amnesie erwies sich in der Ukraine als viel erfolgreicher als etwa in Polen oder den baltischen Staaten: eben deshalb, weil verschiedene Aspekte der Vergangenheit für verschiedene Teile der Bevölkerung etwas völlig anderes bedeuteten und auch heute noch bedeuten.

Was den einen als Genozid galt, galt den anderen nur als »vereinzelte Übertreibung« der Partei auf dem Lande; was für die einen die Epoche einer erniedrigenden Sklaverei war, war für die anderen die Zeit des relativen Wohlstandes.

Die Anthropologen behaupten, daß eine dauerhafte koloniale oder totalitäre Unterdrückung und Erniedrigung nicht nur eine massenhafte Amnesie, sondern auch ein negatives Selbstbild und Minderwertigkeitsgefühl verursachen, wie es für viele Ukrainer typisch ist.

Daraus resultiert aber auch die »ausgleichende« Kehrseite desselben Phänomens, gleichsam seine Kompensation: der Versuch, ein übertrieben positives Bild von sich selbst zu malen, die geographischen Grenzen für das eigene Volk größenwahnsinnig auszudehnen, seine kulturelle Eigenart zu übertreiben und uralte historische Wurzeln zu erfinden. Wenn das negative Autostereotyp der Ukrainer die rein imperiale Vorstellung von Chochly, Kleinrussen oder Provinzrussen widerspiegelt, so erklärt das überschwenglich positive Autostereotyp alle Russen zu einer »verdorbene«, »mongolisier-ten« Art von Rusinen-Ukrainern. Die Ukrainer aber werden zu Erben der uralten Skythen erklärt, die das heutige ukrainische Gebiet lange vor den ersten Slawen besiedelten, wenn nicht gar zu Erben der noch älteren Trypillja-Kultur an den Ufern des Dnipro, von der wir nur wissen, daß sie vor 30 000 Jahren spurlos verschwunden ist.

Die Ukrainer tun sich oft schwer, ihre schwarz-weiße Welt zu verlassen, die klar in die »Unsrigen« und die »Fremden« eingeteilt ist; das Gefühl, Bewohner einer »belager-

ten Festung« zu sein, schränkt ihre Fähigkeit zu Selbstreflexion, Selbstkritik und Selbstironie gelegentlich ein; der permanente Alarmzustand setzt den Möglichkeiten für einen freien und offenen Dialog enge Grenzen. Die postimperiale Gesellschaft braucht eine Psychotherapie – wie Opfer von Vergewaltigung, dauerhafter Demütigung oder anderer traumatischer Erfahrungen sie brauchen.

Stereotype kann man nicht einfach ausmerzen, denn sie sind ein unabdingbarer Bestandteil des Erkenntnisprozesses, seine erste und auch primitivste Etappe. Sie können jedoch dekonstruiert, ihr zerstörerisches ideologisches Potential unschädlich gemacht werden. Die ukrainische Kultur der letzten beiden Jahrzehnte scheint diese dekonstruktivistische Funktion wirkungsvoll auszuüben, indem sie die Begrenztheit der kolonialen wie auch der antikolonialen Sichtweise aufzeigt und ihnen einen offeneren und freieren Ansatz, den der Literaturwissenschaftler Marko Pawlyschyn als »postkolonial« bezeichnet, gegenüberstellt.

Diese freche Überparteilichkeit setzt junge ukrainische Intellektuelle oft heftigen Attacken von beiden Seiten – der ukrainisch-nationalistischen und der russisch-imperialen – aus. Allerdings eröffnet sie neue Möglichkeiten für die spielerische Beseitigung der Konfrontation im Geiste der orangen Revolution und ermöglicht es sogar, in der auf den ersten Blick hoffnungslos unbequemen Situation, eben jener, die vor einigen Jahrzehnten Pierre Trudeau beschrieben hat, gewisse Vorteile zu erkennen.

Aus dem Ukrainischen von Juri Durkot.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt

Mykola Rjabtschuk, geboren 1953, ist Schriftsteller und Journalist, Mitbegründer der Kiewer Monatszeitschrift *Krytyka* und einer der einflußreichsten politischen Kommentatoren seines Landes. Er lebt in Kiew.

Sein langer und lesenswerter Essay *Die reale und die imaginierte Ukraine*, dem wir obigen Auszug entnommen haben, erscheint Ende Februar bei Suhrkamp in Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll-Stiftung.